

Erschienen in: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik - Regeln, Normen, Sprachgebrauch. – Berlin, New York: de Gruyter, 2009. S. 9-22. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008), <https://doi.org/10.1515/9783110217360.1.9>

RUDI KELLER

## Konventionen, Regeln, Normen. Zum ontologischen Status natürlicher Sprachen

### Abstract

Seit Anbeginn linguistischer Forschung ist der ontologische Status natürlicher Sprachen in Diskussion: Was ist das Wesen einer Sprache? Die meisten Sprachbegriffe krankten und kranken daran, dass sie verdinglichend und/oder vitalistisch sind, oder die Dynamik der Sprache oder den sozialen Charakter der Sprache ausklammern. Es gilt, einen Sprachbegriff zu entwickeln, der weder verdinglichend kollektivistisch noch auf solipsistische Weise individualpsychologisch ist, und der der Tatsache Rechnung trägt, dass eine sogenannte natürliche Sprache einem Prozess soziokultureller Evolution unterliegt. Einen solchen Sprachbegriff versuche ich in diesem Vortrag zu skizzieren auf der Basis der Prinzipien des methodologischen Individualismus.

### 1. Die Organ- und die Organismusmetaphorik

Ich erzähle in diesem Kreise nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, dass die Geschichte der abendländischen Sprachwissenschaft in erheblichem Maße geprägt ist von der Suche nach einer Antwort auf die Frage: Was ist die natürliche Sprache eigentlich für ein Ding? Und wenn man diese Frage so salopp umgangssprachlich formuliert, wie ich es eben getan habe, dann hat man sich auch schon in zwei potenzielle Fallen begeben: Denn zum einen ist eine sogenannte natürliche Sprache natürlich nicht natürlich, und zum anderen ist sie kein Ding. Beides aber wurde immer wieder behauptet – und auch ebenso oft bestritten. Wenn Derek Bickerton in seinem 1990 erschienen Buch *Language and Species* (S. 5) behauptet: „Most of what we know about language has been learned in the last three decades“, so kann das nur dann stimmen, wenn Bickerton dies als autobiographische Aussage verstanden wissen will. Denn vieles von dem, was wir heute über Sprache wissen, wussten einige Linguisten bereits im 19. Jahrhundert. Aber eines ist richtig: Nach etwas mehr als zweihundert Jahren linguistischer Forschung sind sich die Sprachwissenschaftler immer noch nicht einig darüber, was sie überhaupt erforschen wollen, oder wie Ludwig Jäger (1993a, S. 77) es ausdrückte: „was das Erkenntnisobjekt der Linguistik sei“. Das Angebot ist reichhaltig: Herder betrachtete die Sprache als ein „natürliche[s] Organ des Verstandes“ (Herder SW 5, S. 47), Humboldt als „das bildende Organ des Gedanken“ (Humboldt GS 7, S. 53)

und für Chomsky (1981, S. 241) ist sie ein „mentales Organ“. Ich möchte diese Charakterisierungen hier keiner ausführlichen Exegese unterziehen – das haben andere schon besser getan, als ich es könnte, – sondern nur die harmlose Frage stellen: Was ist eigentlich ein Organ? In einschlägigen Nachschlagewerken findet man etwa folgende Antwort: Ein Organ ist eine abgegrenzte Funktionseinheit innerhalb eines vielzelligen Lebewesens, die aus Zellen und Geweben besteht; das Zusammenspiel der Organe bildet einen Organismus. Wenn wir diese Begriffsbestimmung zugrunde legen, so kommen wir zunächst einmal zu dem Schluss: Das sprachliche Organ ist ein Teil des menschlichen Organismus, aber ein Organ im wörtlichen Sinne ist eine Sprache sicherlich nicht, allenfalls in einem metaphorischen Sinne. Bei Chomskys Organbegriff müssen wir allerdings diesbezüglich ein wenig vorsichtig sein, denn er reduziert sein Forschungsobjekt ja tatsächlich auf die im Individuum realisierte Grammatik, und die ist wohl in der Tat real. „Sie ist eines der realen Dinge in der Welt. Die Sprache (was immer das sein mag) ist es nicht“ (Chomsky 1980, S. 3, zit. nach Jäger 1993b, S. 23). Aber: Wie auch immer das grammatische Vermögen eines Individuums real repräsentiert sein mag, ein Organ im wörtlichen Sinne ist es auch dann nicht. Auch Chomsky verwendet den Organbegriff offensichtlich metaphorisch. Chomsky legt Wert auf die Feststellung, „dass ich den Begriff ‚Sprache‘ verwende, um ein *individuelles* [Hervorhebung original] Phänomen zu bezeichnen, ein im Geist/Gehirn eines einzelnen Individuums repräsentiertes System“ (Chomsky 1996, S. 35). Das, was man auf Deutsch gemeinhin Sprache nennt, und was Linguisten gemeinhin als Gegenstand ihrer Forschung ansehen, hält er für nicht sehr interessant, unwichtig und gar für verzichtbar, denn Sprache in diesem Sinne sei lediglich ein Epiphänomen (cf. Jäger 1993b, S. 16). Chomsky hat in zwei Punkten völlig recht. Erstens: Sprache im normalen Verständnis ist nicht real in dem Sinne, in dem die materielle Repräsentation des Sprachvermögens im Gehirn eines Individuums real ist. Und zweitens: Sprache ist, wie ich gleich zeigen werde, in der Tat ein Epiphänomen, aber ein interessantes und faszinierendes. Was Chomsky tut, ist einfach Folgendes: Er definiert den Sprachbegriff willkürlich um, erklärt die Erforschung eben dieses Phänomens für „die Linguistik“ und verbindet dieses Programm mit einem Hegemonialanspruch. Natürlich ist die Repräsentation der Sprache im Gehirn eines Individuums ein interessantes Forschungsobjekt, aber es hat mit Sprachwissenschaft ungefähr so viel zu tun, wie die Erforschung der Musikalität eines Komponisten mit Musikwissenschaft zu tun hat. Abgesehen davon ist das Chomskysche Programm durchaus verknüpfbar mit Sprachwissenschaft im herkömmlichen Sinne, etwa mit der Erforschung des Sprachwandels, wie unlängst Tecumseh Fitch (2007) in seinem in der Zeitschrift *Nature* erschienen Beitrag „An invisible hand“ gezeigt hat.

Aber kehren wir zurück zur Organ-Metapher. Was macht den Begriff des Organs so attraktiv als Metapher für die Sprache? Es ist die Tatsache, dass ein Organ eine Funktionseinheit ist. So wie Niere ein funktionales und notwen-

diges Modul des menschlichen Organismus ist, so ist die Sprache ein funktionales und notwendiges Modul des menschlichen Verstands bzw. des menschlichen Geistes. Mehr ist mit dieser Metapher wohl nicht gesagt. Nahe verwandt, aber nicht identisch mit der Organ-Metapher, ist die Metapher des Organismus. Die Sprache als einen Organismus zu betrachten, war die verbreitetste linguistische Metapher des 19. Jahrhunderts. Am bekanntesten ist wohl die Charakterisierung von August Schleicher aus dem Jahr 1863:

„Die Sprachen sind Naturorganismen, die ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, und nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben; auch ihnen ist jene Reihe von Erscheinungen eigen, die man unter dem Namen ‚Leben‘ zu verstehen pflegt. Die Glottik, die Wissenschaft der Sprache, ist demnach eine Naturwissenschaft.“ (Schleicher 1863, S. 6)

Aber auch schon lange vor Schleicher war diese Ansicht bereits populär. So schrieb zum Beispiel Franz Bopp, der als Begründer der Indogermanistik gilt, im Jahre 1836:

„Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln und nach und nach absterben.“ (Bopp 1836, S. 1)

Worin besteht der wesentliche Unterschied zwischen Organismen und Organen? Es sind deren zwei: Zum einen sind Organismen Organkomplexe; sie setzen sich aus Organen zusammen, sodass man sich fragen kann, welches denn die Organe des sprachlichen Organismus sein könnten. Dazu schweigen sich die Organismustheoretiker allerdings aus. Zum zweiten macht die Organismusmetapher die Sprache vom Menschen autonom. Die Sprache als Organ ist gedacht als funktionaler Teil des Menschen. Ein sprachlicher Organismus hingegen ist gedacht als ein vom Menschen unabhängiges Wesen, und zwar ein Lebewesen. Die Organismusmetaphorik geht also einher mit einem höheren Maß an Verdinglichung und mit Verselbständigung: Das Leben des sprachlichen Organismus ist vom Willen des Menschen unabhängig, wie Schleicher explizit sagt. Die Sprache, die als Organismus lebt, führt ein Eigenleben.

Auch hier können wir nun fragen: Was macht den Begriff des Organismus so attraktiv zur metaphorischen Beschreibung der sogenannten natürlichen Sprache? Es sind meines Erachtens drei Eigenschaften, die Sprachen und Organismen gemeinsam haben, wenn auch nur im metaphorischen Sinne:

1. Organismen sind organisiert, heute würde man vielleicht sagen: wohlstrukturiert.
2. In Organismen sind die Teile (die Organe) und das Ganze funktional aufeinander bezogen. Diesen Tatbestand hat Schelling (im Anschluss an Kants Kritik der Urteilskraft, Teil 2, § 66) im Jahre 1797 so ausgedrückt: „Jedes organische Produkt trägt den Grund seines Daseins in sich selbst, denn es ist von sich selbst Ursache und Wirkung. Kein einzelner Teil

konnte entstehen, als in diesem Ganzen, und dieses Ganze besteht nur in der Wechselwirkung der Teile“ (Schelling 1797/1958, S. 690).

### 3. Organismen sind lebendig.

Die erste Eigenschaft, die der Strukturiertheit, ist unproblematisch. Sprachen sind wie Organismen auch in der Tat relativ wohlstrukturiert. Auch die zweite Eigenschaft, die wechselseitige funktionale Bezogenheit der Teile und des Ganzen, findet in der Sprache ihr Analogon. Artikel sind wechselseitig funktional auf Substantive bezogen, ebenso wie Subjekte auf Prädikate oder Sätze auf Texte. Problematisch ist natürlich die dritte Eigenschaft, die Lebendigkeit. Lebende Sprachen leben natürlich nur im metaphorischen Sinne. Und selbst in diesem Sinne ist die Analogie falsch: Sprachen leben insofern, als sie sich in einem Prozess soziokultureller Evolution befinden, Organismen hingegen leben im ontogenetischen Sinne: Sie wachsen, altern und sterben. Letzteres hat überhaupt nichts gemein mit dem, was man metaphorisch als Leben einer Sprache bezeichnen könnte. Aber immerhin: Solange man die Sprache als Organismus konzipierte, war die Dynamik der Sprache eine dem Sprachkonzept inhärente Eigenschaft.

Wenn wir die Eigenschaft des Lebens von den drei genannten Eigenschaften wegstreichen, so bekommen wir ein mechanizistisches Konzept. Denn Mechanismen unterscheiden sich von Organismen genau dadurch, dass sie keine ihnen innewohnende Lebenskraft besitzen. Mechanismen erhalten ihre Kraft von außen. Uhren muss man aufziehen, Bäume leben aus sich selbst heraus – so jedenfalls die Vorstellung des 19. Jahrhunderts. Der mechanizistischen Vorstellung gemäß lebt die Sprache angetrieben durch willentliche und gezielte Akte des Menschen. Die Problematik einer solchen Ansicht habe ich in meinen Arbeiten zum Sprachwandel dargelegt (z.B. Keller 1990), sodass ich hier darauf verzichten kann, sie zu erörtern. Aber auch für das mechanizistische Sprachkonzept gilt: Die Frage, wie die Maschine zum Laufen kommt und wie sie läuft, ist ebenfalls eine dem Konzept inhärente Frage. Im Konzept des Mechanismus ist der Aspekt der Dynamik mitgedacht.

Wenn wir dann auch noch die zweite Eigenschaft wegstreichen, die der wechselseitigen funktionalen Bezogenheit der Teile und des Ganzen, dann bleibt ein strukturalistisches Konzept übrig. Aus der Tatsache, dass Sprachen strukturierte Systeme darstellen, folgt nicht, dass sie „leben“. Konsequenterweise wurde im Zuge der strukturalistischen Sprachbetrachtung der Frage der Sprachentwicklung auch kaum noch Beachtung geschenkt.

Und wenn man schließlich auch noch den letzten Schritt tut, den Chomsky vollzogen hat, und die Sprache als individualpsychologisches Phänomen ansieht, so ist für Fragen ihrer Dynamik überhaupt kein Platz mehr. Denn die Entwicklung der sprachlichen Kompetenz im Leben eines Individuums hat nicht mehr viel zu tun mit der Entwicklung der Sprache im Sinne eines sozialen Brauchs.

Lassen Sie mich ein Zwischenfazit ziehen: Die Frage nach dem ontologischen Status ist ein Dauerbrenner. In den zurückliegenden 200 Jahren ist

es nicht gelungen, auf diese Frage eine Antwort zu finden, auf die sich alle oder auch nur die meisten Sprachwissenschaftler hätten einigen können. Im Gegenteil, der Begriff der Sprache im sozial- und kulturwissenschaftlich relevanten Sinne wurde im Laufe der Geschichte immer mehr verschlankt, bis er schließlich durch das individualpsychologische Konzept ganz zum Verschwinden gebracht wurde. Ludwig Jäger bezeichnet diesen Prozess zu Recht als „Erosion“ des Erkenntnisgegenstands der Sprachwissenschaft (Jäger 1993a, S. 95).

## 2. Das Prinzip des methodologischen Individualismus

Das Problem, einen angemessenen Sprachbegriff zu entwerfen, besteht meiner Ansicht nach darin: Die Konzepte des ontologischen Status der Sprache waren in der Vergangenheit – abgesehen von Chomskys Konzept – allesamt hypostasierend, teilweise vitalisierend und teilweise auch statisch. Was eine Sprache für ein Phänomen ist, liegt nicht offen zutage; sie ist kein Ding. Letzteres wusste beispielsweise bereits Schlegel, der im Jahre 1801 folgendes schrieb:

„Eine Sprache ist ja keine Sache, sondern eine gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse, worin zwar gewisse Maximen herrschend geworden sind, die aber doch unaufhörlich mit den Geschlechtern selbst wechseln.“ (Schlegel 1801/1884, S. 229)

Die sprachwissenschaftlichen Entwürfe arbeiteten nahezu allesamt, abgesehen von Chomskys Entwurf, mit methodologisch unzulässigen kollektivistischen Begriffen. Was wir benötigen ist meines Erachtens ein Konzept der Sprache, das

1. nicht unangemessen verdinglicht,
2. ihrer Dynamik gerecht wird,
3. dem wissenschaftstheoretischen Prinzip des methodologischen Individualismus folgt, und
4. dennoch der Tatsache Rechnung trägt, dass sie ein gesellschaftliches Phänomen ist.

Ein solches Konzept möchte ich im Folgenden skizzieren. Ich beginne mit dem Prinzip des methodologischen Individualismus: Zur Warnung will ich vorausschicken, dass der Ausdruck *Individualismus* hier in einem ganz anderen Sinne verwendet wird als in der Umgangssprache. Es geht nicht um eine Geisteshaltung, die die Entscheidungsfreiheit und Autonomie des Individuums verherrlicht, eine Geisteshaltung deren Gegensatz der Konformismus ist. Vielmehr geht es um eine erkenntnistheoretische Position der Erklärung kollektiver gesellschaftlicher Phänomene – wie zum Beispiel der Sprache. Die grundlegende These des methodologischen Individualismus besagt – in den Worten von Friedrich August von Hayek, „dass es keinen anderen Weg zum Verständnis der sozialen Erscheinungen gibt als über das Verständnis des Handelns des Einzelnen, das sich nach den Nebenmenschen richtet und von

deren zu erwartendem Verhalten bestimmt wird“ (Hayek 1976, S. 15). Der Gegenbegriff ist der methodologische Kollektivismus, auch methodologischer Holismus genannt. Die Forderung des methodologischen Individualismus lautet mit anderen Worten: Kollektivbegriffe, die spontane Ordnungen beschreiben, also Strukturen, die ungeplant durch menschliche Handlungen und/oder Verhaltensweisen entstanden sind, müssen, wenn man eine erklärende Theorie anstrebt, auf Individualbegriffe zurückführbar sein. Nur Individuen haben Wünsche, Ziele und Erwartungen; Gruppen, Gesellschaften, Völker und dergleichen haben sie nur in einem abgeleiteten Sinne. Wenn wir also Kollektivbegriffe verwenden, wie etwa den der gesellschaftlichen Konvention, der Regel oder auch den Begriff der Sprache, dann müssen wir in der Lage sein, diese Begriffe von der Ebene der handelnden Individuen herzuleiten. Chomskys solipstistische Reduktion des Sprachbegriffs auf die im Gehirn realisierte grammatische Kompetenz des Individuums widerspricht der Forderung des methodologischen Individualismus insofern nicht, als er auf hypostasierende Kollektivbegriffe verzichtet. Aber er versäumt es, den nächsten Schritt zu tun und daraus einen sinnvollen gesellschaftlichen Sprachbegriff abzuleiten, und zwar einen gesellschaftlichen Sprachbegriff, der dem Prinzip des methodologischen Individualismus gerecht wird.

### **3. Ein individualistisches Konzept der gesellschaftlichen Konvention bzw. Regel**

Zunächst einmal muss man sich klarmachen, dass wir nicht deshalb kommunizieren können, weil wir über eine Sprache verfügen, sondern dass wir über eine Sprache verfügen, weil wir kommunizieren können. Das gilt sowohl in phylogenetischer als auch ontogenetischer Hinsicht. Keine Mutter sagt zu ihrem Baby: „Jetzt lern du erst mal Deutsch, dann kommuniziere ich mit dir!“ Der Zustand unserer gegenwärtigen Sprache ist eine Funktion der zurückliegenden kommunikativen Akte der Individuen unter den Bedingungen ihrer genetischen Ausstattung zum Spracherwerb. (Diese Aussage ist übrigens nicht identisch mit der These, dass die Sprache die Funktion hat, ein Kommunikationsmittel zu sein! Doch dazu später.)

Was heißt „kommunizieren“? Alle Tiere können irgendwie kommunizieren, aber wir Menschen haben einen Trick entdeckt, mit dem es besonders gut geht, und zwar folgenden: Alle Tiere sind, wie wir Menschen auch, in der Lage, Ereignisse wahrzunehmen und zu interpretieren – etwa einen bestimmten Geruch als Anwesenheit von Gefahr. Einige Tiere sind, wie wir Menschen auch, in der Lage, bestimmte Ereignisse zu inszenieren in der Hoffnung und der Absicht, dass ein Adressat sie wahrnimmt und interpretiert. Ausschließlich wir Menschen sind in der Lage, bestimmte Ereignisse zu inszenieren und dabei dem Adressaten zu erkennen zu geben, dass man möchte, dass er sie wahrnimmt und interpretiert. (Dies ist eine Reformulierung des sogenannten Griceschen Grundmodells.) Das heißt, Kommunikation ist eine artspezifische

Form der Beeinflussung von Artgenossen. Und wir Menschen wollen beim Kommunizieren nicht nur den Adressaten beeinflussen, wir wollen auch, dass er erkennt, dass wir ihn beeinflussen wollen. Der Kommunikator beutet sozusagen die Interpretationsfähigkeit seines Adressaten zu seinen Gunsten aus. Diese Fähigkeit möchte ich die Fähigkeit zu kommunizieren im menschlichen Sinne nennen. Und es ist genau diese Fähigkeit, die zur Genese standardisierter Ereignisse führt, nämlich zu Genese kommunikativer Gewohnheiten und sprachlicher Konventionen. Sprachliche Konventionen oder Regeln – ich verwende hier diese beiden Ausdrücke synonym – sind nichts anderes als Muster zu Hervorbringung von Ereignissen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit im gewünschten Sinne interpretiert werden. Regeln sind Standardlösungen für rekurrente kommunikative Probleme (vgl. Vanberg 1994, S. 171). Was schafft die Zuversicht auf die hohe Wahrscheinlichkeit? Nichts anderes als der erfolgreiche Einsatz in der Vergangenheit. Jeder erfolgreiche kommunikative Akt ist ein neuer Präzedenzfall für die Zukunft.

Eine sogenannte natürliche Sprache ist ein Bündel von Konventionen, die sich im Zuge der kommunikativen Bemühungen der Sprecher und ihrer Adressaten herausgebildet haben. Konventionen entstehen, das hat David Lewis (1975) gezeigt, dadurch, dass Menschen versuchen, koordinative Gleichgewichte herzustellen, und Verständigung ist ein solches. Die beste Strategie, ein kommunikatives Koordinationsproblem zu lösen, ist die: Ich wähle genau die sprachlichen Mittel, von denen ich erwarte, dass auch du sie wählen würdest, wenn du an meiner Statt wärst. Dies, ich habe sie an anderer Stelle (Keller 1990, S. 132) die Humboldtmaxime genannt, ist die fundamentalste Maxime unseres Kommunizierens. Humboldt hat sie wie folgt formuliert: „Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde.“ (Humboldt GS 7, S. 47) Das Entstehen sprachlicher Konventionen ist von denen, die sie erzeugen, im Allgemeinen weder geplant, noch ist ihnen bewusst, dass sie sie erzeugen. Sie entstehen als sogenannte spontane Ordnungen, oder, um eine bekannte Metapher von Adam Smith zu verwenden, wie „von unsichtbarer Hand geleitet“. Insofern ist eine sogenannte natürliche Sprache ein Epiphänomen. Sie ist ein unintendiertes Nebenprodukt der kommunikativen Bemühungen zahlloser Generationen einer Population. Als vermeintliches Gegenargument wird oft gesagt: Es gibt auch sprachpolitische Maßnahmen. Natürlich gibt es die. Aber diese sind, wie etwa währungspolitische Maßnahmen der Europäischen Zentralbank auch, nichts anderes als zusätzliche äußere Einflüsse, die die Wahlhandlungen der Sprecher beeinflussen können oder auch nicht. Das Prinzip der Genese setzen sie nicht außer Kraft. Daraus folgt: Das Verständnis des Wesens der Sprache ist untrennbar verknüpft mit dem Verständnis der Logik ihrer Genese.

All das, was ich bislang gesagt habe, steht nicht im Widerspruch zu der von Chomsky propagierten Suche nach angeborenem sprachlichen Wissen. Mit Blick auf die invisible-hand-Prozesse der Genese sprachlicher Konventionen

spricht Tecumseh Fitch in dem bereits erwähnten Aufsatz von zwei Kräften, die wirksam sind: „These forces are individual behavior and learning (social usage) and innate constraints (in Chomsky’s terms, a ‚language acquisition device‘, often called universal grammar).“ (Fitch 2007, S. 666). In zwei anderen Hinsichten widerspricht ein solches Sprachkonzept jedoch der eingangs dargestellten Sprachauffassung Chomskys sehr wohl: Erstens sind sprachliche Konventionen (oder sprachliche Regeln) keine individualpsychologischen Phänomene und zweitens lassen sie sich nicht verstehen, wenn man den kommunikativen Einsatz der sprachlichen Mittel außer Acht lässt. Die Sprache verstehen zu wollen, ohne ihren kommunikativen Einsatz zu berücksichtigen, ist so, als wolle man das deutsche Straßennetz verstehen, ohne zu berücksichtigen, dass es dem Verkehr dient. (Auch das deutsche Straßennetz hat zu einem guten Teil den Charakter einer spontanen Ordnung!) Natürlich kann man so beides strukturell beschreiben, aber, wie gesagt, verstehen kann man es nicht. Die Sprache ist eine spontane Ordnung oder, wie ich an anderer Stelle gesagt habe, ein Phänomen der dritten Art: Sie ist weder ein Naturphänomen noch ein intentional und geplant hervorgebrachtes Artefakt. Unsere Sprache in ihrem gegenwärtigen Zustand ist Ergebnis eines potenziell unendlichen Prozesses soziokultureller Evolution. Solche Prozesse haben drei wesentlich Eigenschaften: Sie sind erstens nicht teleologisch, zweitens kumulativ und drittens einem Zusammenspiel von Variation und Selektion zu verdanken. Eine vierte Eigenschaft kommt evolutionären Prozessen generell hinzu: Sie sind adaptiv. Doch dazu komme ich im letzten Teil meines Vortrags.

Sprachliche Konventionen können relativ stabiler Natur sein, aber auch äußerst unzuverlässig und kurzlebig. Wenn die erwähnte Humboldtmaxime vorherrschend ist im Prozesse der Genese und Aufrechterhaltung der Konvention, so bleibt sie weitgehend stabil. Die Konvention, nach denen wir Ziffern mit Zahlwörtern bezeichnen, ist beispielsweise sehr stabil. Wenn andere Maximen hinzukommen oder gar dominant werden – etwa die des Imponierens, der Energieersparnis oder Maximen der Höflichkeit – so werden die Konventionen volatil. So sind etwa die Konventionen, die den Gebrauch unserer expressiv-evaluativen Ausdrücke leiten – Wörter wie *irre*, *wahnsinnig* oder auch *geil* – recht vage und kurzlebig.

Sprachliche Konventionen werden von Linguisten oft Regeln genannt, und das hat seine Tücken. Es verleitet nämlich zu unangemessenen Verdinglichungen, so als sei eine Regel eine Entität, die unabhängig von den Sprechern eine selbständige Existenz hätte. James Hurford äußert folgenden Verdacht: „Vielleicht ist es der Ausdruck ‚Regelkenntnis‘ bzw. ‚Regelwissen‘, der einen dazu drängt vorauszusetzen, dass die Regel ein unabhängig vom Wissenden existierender Gegenstand des Wissens sei“ (Hurford 1992, S. 369). Dieser Einwand scheint mir berechtigt zu sein. Aber die Konsequenz, die er daraus zieht, halte ich für falsch:

„Man könnte [...] *kennen* bzw. *wissen* (engl. *know*) durch (den Neologismus) *kognizieren* (engl. *cognize*) ersetzen und diese Voraussetzung vermeiden [...]. ‚Eine Regel kennen‘



bzw. ‚eine Regel wissen‘ heißt einfach, in einem bestimmten mentalen Zustand sein.“ (Hurford 1992, S. 369)

Wieso durch den Ersatz von *to know* durch das Kunstwort *to cognize* diese Voraussetzung vermieden wird, erschließt sich mir nicht. Was aber Hurford offenbar zurecht vermeiden möchte, ist ein hypostasierter, kollektivistischer Regelbegriff, der nicht an das Wissen der Individuen angebunden ist. Aber dabei schüttet er das Kind mit dem Bade aus, indem er sich Chomsky (1986, S. 238) folgend in den Bereich der Individualpsychologie flüchtet. Hurford erläutert seine individualpsychologische Position am Beispiel einer Seuche:

„Es verhält sich so, wie bei einer ansteckenden Krankheit. AIDS befällt individuelle Personen durch ihr Blut; eine Gemeinschaft hat als solche kein Blut, außer in einem abgeleiteten Sinne, und daher bekommen auch Gemeinschaften kein AIDS, sondern nur ihre Mitglieder. Der Gesamteffekt auf eine Gemeinschaft ist die Summe der Effekte auf die zu ihr gehörenden Individuen.“ (Hurford 1992, S. 369)

Dies ist alles richtig. Der Denkfehler liegt jedoch darin, dass Hurford die falsche Analogie gewählt hat. Der Begriff der Regel, im wohlverstandenen Sinne, entspricht nicht dem Begriff der Krankheit namens AIDS. Er entspricht in seiner Logik vielmehr dem Begriff der Seuche. Wenn man das Blut eines Individuums untersucht, so wird man feststellen können, ob diese Person unter AIDS leidet oder nicht, aber man wird auf diese Weise nicht feststellen können, ob es sich bei der Krankheit um eine Seuche handelt! Wenn man den mentalen Zustand eines Individuums untersuchen könnte, so könnte man feststellen, ob es über ein bestimmtes Wissen verfügt. Was sich aber auf diese Weise nicht feststellen ließe, ist, ob dieses Wissen die Repräsentation einer Regel darstellt. Selbst die Erkenntnis, dass viele oder die meisten Individuen einer Population unter AIDS leiden bzw. sich in einem bestimmten mentalen Wissenszustand befinden, ließe nicht den Schluss zu, dass es sich dabei um eine Seuche bzw. Repräsentationen einer Regel handelt. Um das Blutbild einer Seuche zuordnen zu können, muss man nicht nur das Blutbild der Individuen kennen, sondern etwas wissen über den Übertragungsweg und möglicherweise über den Durchseuchungsgrad der Population. Um einen Wissenszustand als Regelwissen identifizieren zu können, muss man nicht nur den Zustand selbst und den Verbreitungsgrad dieses Zustands kennen, sondern man muss auch verstanden haben, dass in der betreffenden Population kollektives Wissen bezüglich des Wissens besteht und dass es sich dabei um ein normatives Wissen handelt. Letzteres wird allerdings von Vertretern der individualpsychologischen Sprachauffassung geleugnet. In seiner Auseinandersetzung mit Saul Kripkes Arbeit *Wittgenstein on rules and private language* (1982) vertritt Chomsky (1986) explizit die These, dass es sich beim Begriff der Regel nicht um einen normativen handelt, sondern um einen rein deskriptiven Begriff. Damit verzichtet er allerdings darauf, deskriptive Regularität von normativer Regel zu unterscheiden. Wie kommt der Aspekt der Normativität ins Spiel? Dadurch, dass jeder einzelne versucht, bei der Wahl seiner kommunikativen Mittel den Erwartungen des anderen zu entsprechen. Wenn ihm das

nicht in hinreichendem Maße gelingt, droht der Kommunikationsversuch zu scheitern. Deshalb sollte der Sprecher den Erwartungen seines Adressaten entsprechen. Und was man tun sollte, hat normativen Charakter.

#### 4. Die sogenannte Funktion der Sprache

Lassen Sie mich nun noch ein Wort zur Frage der Funktion der Sprache sagen. „The main function of a natural language is the establishment of communication between NLUs [natural language users (R.K.)]“ verkündet der erklärte Funktionalist Simon Dik (1989, S. 4). Diese These ist aber, wie ich zeigen möchte, nicht ganz unproblematisch. Das Problem hat Friedrich August von Hayek in seinem Aufsatz „Über den ‚Sinn‘ sozialer Institutionen“ hinreichend klar beschrieben:

„[D]er Gegenstand dieses Aufsatzes sind nicht die bewusst geschaffenen Einrichtungen der Gesellschaft, sondern vielmehr jene ohne Absicht entstandenen Bildungen wie Moral, Sitte, Sprache und der Markt, deren Entstehen und Funktionieren zu erklären der eigentliche Gegenstand aller sozialwissenschaftlichen Theorie ist. Wie aber, so mag der Leser mit einem gewissen Recht fragen, kann etwas, das nicht von menschlichem Verstand bewusst geschaffen wurde, einen Sinn haben?“

Es sei, so fährt Hayek fort,

„ähnlich wie in der Biologie, wo gewohnheitsmäßig von dem ‚Zweck‘ oder der Funktion eines Organs u. dgl. gesprochen wird, obwohl der Biologe natürlich genau weiß, dass das im wörtlichen Sinn nicht richtig ist und der Gebrauch solcher Ausdrücke eine gewisse Gefahr in sich birgt. Und doch kann er diese ‚teleological shorthand‘, wie es Julian Huxley einmal nannte, nicht entbehren.“ (Hayek 1956, S. 513)

Das Problem ist, dass die Vertreter der funktionalistischen Position gemeinhin zwischen zwei unterschiedlichen Positionen oszillieren. Die These, dass die Sprecher ihre Sprache funktional einsetzen, ist nicht identisch mit der These, dass die Sprache *per se* eine Funktion hat. Wenn ich einen Ast als Hebel benutze, so handelt es sich dabei um einen funktionalen Einsatz. Daraus folgt freilich nicht, dass der Ast die Funktion hat, als Hebel eingesetzt zu werden. Der Vergleich mag hinken, weil es einen signifikanten Unterschied gibt zwischen einem Ast, der als Instrument eingesetzt wird, und einer Sprache, die als Werkzeug dient: Unsere Sprache in ihrem derzeitigen Zustand entstand als unintendierte Folge der kommunikativen Bemühungen der Sprecher, während die Existenz des Astes unabhängig ist von dessen möglicher Nutzung als Instrument. Es ist in der Tat, wie von Hayek in der zitierten Passage sagt, ähnlich wie in der Biologie, wenn von der Funktion von Körperorganen die Rede ist. Betrachten wir die folgenden beiden Aussagen:

- (i) Die Länge des Giraffenhalses ist eine Funktion der Tatsache, dass sich Giraffen von den Blättern hoher Bäume ernähren.

Diese Aussage ist unproblematisch und vermutlich korrekt, während die nächste Aussage mindestens irreführend ist:

- (ii) Die Funktion des Giraffenhalses besteht darin, der Giraffe zu ermöglichen, die Blätter hoher Bäume zu erreichen.

Die zweite Aussage enthält eine inkorrekte Teleologie, eine ‚teleological shorthand‘, wie Huxley es nannte. Die Hälsen der Giraffen sind nicht deshalb so lang wie sie sind, damit sie an die Blätter hoher Bäume gelangen, sondern die Individuen mit den jeweils längeren Hälsen hatten eine höhere durchschnittliche Reproduktionsrate und konnten ihre genetischen Eigenschaften an ihre Nachkommen vererben (zur Problematik der Funktionalitätsannahme in biologischen Aussagen s. Brandon/Rosenberg (2000, S. 148 ff.). Vergleichen wir nun die beiden linguistischen Aussagen:

- (i) Der Artikel ist eine Funktion der Tatsache, dass Sprecher des Deutschen für Kasustransparenz sorgen müssen, wenn sie wollen, dass der Sinn ihrer Äußerungen richtig verstanden wird.
- (ii) Der Artikel im Deutschen hat (unter anderem) die Funktion, den Kasus anzuzeigen.

Die erste These ist unproblematisch und vermutlich korrekt, die zweite stellt die erwähnte *teleological shorthand* dar. Denn die Artikel sind nicht „dazu da“ Kasustransparenz zu erzeugen, sondern sie sind entstanden als Epiphänomen der kommunikativen Bemühungen unserer Vorfahren.

Wie kommt es, dass die teleologische *façon de parler* so naheliegend und einleuchtend ist? Es liegt an der Adaptivität evolutionärer Prozesse. Die biologische Evolution ist prinzipiell adaptiv. Die Form des Delphins ist sein „genetisches Wissen“ über die Hydrodynamik. Sie hat sich zwar evolutionär entwickelt, aber im Nachhinein sieht es dann so aus, als sei sie eigens dafür gemacht, dem Delphin das möglichst widerstandsfreie Schwimmen im Wasser zu ermöglichen. Sind soziokulturelle Evolutionen ebenfalls adaptiv? Ja, aber nur in Maßen. Einige Eigenschaften der Sprachen sind evolutionäre Ergebnisse der Ausdrucksbedürfnisse ihrer Sprecher. Das gilt aber beileibe nicht für alle Eigenschaften. Sobald beispielsweise Motive wie Höflichkeit oder Impionierlust ins Spiel kommen, kann die Wahl der Mittel selbstzerstörend wirken: Die Mittel werden dann nicht auf adaptive Weise immer besser, sondern sie können schlechter werden oder sogar völlig obsolet. Und dann ist die *teleological shorthand* fehl am Platz. Deutlich wird die Unangemessenheit der teleologischen Variante von Funktionsaussagen, wenn wir beispielsweise Fälle von sogenannten *markedness shifts* betrachten: Altenglisch hatte eine *du/Sie*-Differenzierung in Form von *thou* und *ye/you*. Im Zuge des Bestrebens der Sprecher, potenzielle Unhöflichkeit zu vermeiden (und nicht für einen Quäker gehalten zu werden), gaben sie im Zweifel der höflicheren Variante den Vorzug. Das hatte zur Folge, dass das *thou* aus der Sprache verschwand und das *you* bald nicht mehr dazu verwendet werden konnte, besondere Höflichkeit zu markieren. Mit anderen Worten, der Verlust des *thou* und der damit verbundene Markiertheitswechsel von *you* ist eine Funktion des Strebens der Sprecher nach höflicher Anrede. Aber der besagte Verlust hat natürlich nicht die Funktion höfliche pronominale Anrede zu vereiteln.

Die Wörter *Funktion* und *funktional* haben zwei grundverschiedene Bedeutungen, die in der Diskussion der Funktionalität der Sprache nicht immer sauber auseinandergelassen werden. Die eine Lesart will ich die teleologische nennen. In dieser ist das Wort *Funktion* in etwa synonym mit *Aufgabe* oder *Zweck*. Die andere sei die logisch-mathematische Lesart genannt. In dieser Lesart bezeichnet Funktion eine Abbildung. (Genau genommen gibt es noch eine dritte Bedeutung, doch dazu später.)

Das Fazit lautet: Man sollte strikt unterscheiden zwischen Aussagen über die Funktion (im teleologischen Sinne) der Wahl der sprachlichen Mittel durch die Sprecher einerseits und Aussagen über die Sprache und deren vermeintliche Funktion andererseits. Und man sollte strikt unterscheiden zwischen der teleologischen Bedeutung des Wortes *Funktion* und dessen logisch-mathematischer Bedeutung.

Die Aussage, dass die gegenwärtig befolgten sprachlichen Regeln eine Funktion (im logisch-mathematischen Sinne) der sprachlichen Wahlhandlungen unserer Vorfahren sind, ist korrekt, während die Aussage, dass sie eine Funktion (im teleologischen Sinne) haben, mindestens irreführend ist. Die Aussage, dass die Sprecher die Sprache funktional, d.h. zweckhaft, einsetzen, ist korrekt, während der Aussage, dass die Sprache eine Funktion hat, der Makel der *teleological shorthand* anhaftet. Dass unsere Sprache funktional ist und nicht dysfunktional, ist wiederum korrekt. Aber hier haben wir es mit der dritten Bedeutung von *funktional* zu tun, *funktional* im Sinne von ‚nützlich‘ oder ‚tauglich‘.

## 5. Fazit

Wir haben gesehen, dass – ausgehend von der Organ- und Organismusmetaphorik des 19. Jahrhunderts – der Sprachbegriff im Laufe der Zeit immer mehr abgespeckt wurde, weil man erkannt hatte, dass diese vitalistische und hypostasierende Metaphorik frei von erklärender Kraft ist. Den absoluten Endpunkt dieses Rückzugsprozesses stellt Chomskys solipsistisches, individualpsychologisches Konzept dar. Damit ist zwar die Gefahr einer unangemessenen Verdinglichung gebannt, aber um den Preis, dass der genuine linguistische Untersuchungsgegenstand der Sprache als sozialer Institution zum Verschwinden gebracht ist. Ich habe versucht zu zeigen, dass es durchaus möglich ist, ein Konzept der sozialen Sprache zu entwerfen, ohne in die Falle der Hypostasierung zu geraten. Dazu muss man bei der Theoriebildung zu allererst das Prinzip des methodologischen Individualismus beherzigen und das kommunizierende Individuum an den Anfang stellen. Man muss zeigen, auf welchem Wege sprachliche Regeln als unbeabsichtigte Nebeneffekte dieser Kommunikationsversuche entstehen – etwa durch ein allgemeines Handeln nach der sogenannten Humboldtmaxime. Sprachliche Regeln sind relativ bewährte Muster, wie man mit Erfolg in gewünschtem Sinne seinen Adressaten beeinflussen kann. Jeder erfolgreiche Kommunikationsversuch ist

eine Präzedenz für den Wiederholungsfall. Regeln bekommen ihren normativen Charakter dadurch, dass der Sprecher versucht, den Erwartungen des Adressaten gerecht zu werden und der Adressat eben dies erwartet. Der Sprecher wird im Falle des Scheiterns seines Kommunikationsversuchs in einer ähnlichen Situation die Wahl seiner Mittel modifizieren und so wieder einen neuen Präzedenzfall schaffen. Auf diese Weise wird ein potenziell unendlicher Prozess soziokultureller Evolution geschaffen und perpetuiert, der Konstanz und Wandel der Sprache hervorbringt. Der gegenwärtige Zustand unserer Sprache ist somit eine Funktion der kommunikativen Bemühungen der kommunizierenden Individuen und der Generationen ihrer Vorfahren.

## Literatur

- Bickerton, Derek (1990): *Language and species*. Chicago/London.
- Bopp, Franz (1836): *Vocalismus*. Berlin.
- Brandon Robert und Alex Rosenberg (2000): *Philosophy of Biology*. In: Peter Clark und Katherine Hawley (eds.): *Philosophy of Science Today*. Oxford/New York.
- Chomsky, Noam (1986): *Knowledge of language. Its nature, origin and use*. New York.
- Chomsky, Noam (1980): *On the representation of form and function*. MIT-Ms.
- Chomsky, Noam (1996): *Probleme sprachlichen Wissens*. Weinheim.
- Dik, Simon (1989): *The theory of functional grammar. Part I: The structure of the clause*. Dordrecht.
- Fitch, Tecumseh (2007): *An invisible hand*. In: *Nature*, Vol. 449, S. 665–667.
- Hayek, Friedrich August von (1956): *Über den ‚Sinn‘ sozialer Institutionen*. In: *Schweizer Monatshefte* 36, S. 512–524.
- Hayek, Friedrich August von (1976): *Individualismus und wirtschaftliche Ordnung*. 2. erweiterte Auflage. Salzburg.
- Herder, Johann Gottfried (1877–1913): *Sämtliche Werke* hg. von B. Suphan. Hildesheim
- Humboldt, Wilhelm von (1903–1977): *Gesammelte Schriften* hg. von Leitzmann, Gebhardt, Richter. Berlin.
- Hurford, James (1992): *Bedeutung und private Regelbefolgung*. In: *Zeitschrift für Semiotik*, Band 14, Heft 4, S. 367–372.
- Jäger, Ludwig (1993a): *„Language, what ever that may be.“ Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12, S. 77–105.
- Jäger, Ludwig (1993b): *Sprache oder Kommunikation? Zur neuerlichen Debatte über das Erkenntnisobjekt der Sprachwissenschaft*. In: Heringer, Hans Jürgen/Stötzel, Georg (Hg.): *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag*. Berlin/New York. S. 11–33.
- Jäger, Ludwig (1995): *Die Epiphänomenalisierung der Sprache. Zur neuerlichen Debatte über das Erkenntnisobjekt der Sprachwissenschaft*. In: Rehberg, Karl-Siegbert/Hausmann, Frank-Rutger (Hg.): *Klassiker der Wissenschaft*. Aachen.
- Kant, Immanuel (1924): *Kritik der Urteilskraft*. Unveränderter Nachdruck der sechsten Auflage hg. von K. Vorländer. Berlin.
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 3. Auflage 2003. Tübingen.
- Kripke, Saul (1982): *Wittgenstein on rules and private language*. Oxford.
- Lewis, David (1975) *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin/New York.

- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1797/1958): Ideen zu einer Philosophie der Natur. Als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft. In: Manfred Schröter (Hg.): Schellings Werke. Band I. München.
- Schlegel, August Wilhelm (1801/1884): Vorlesungen über die schöne Litteratur und Kunst. Heilbronn.
- Schleicher, August (1863): Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar.
- Smith, Adam (1776/1920): Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes. Band 2. In: Waentig, H. (Hg): Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Band 12. Jena.
- Vanberg, Viktor (1994): Cultural evolution, collective learning, and constitutional design. In: Riesman, David (ed): Economic thought and political theory. Boston/Dordrecht/London. S. 171–195.

Ich danke Ludwig Jäger und Axel Bühler für die kritische Durchsicht des Manuskripts.